

Mara Hank

Das Dorf SIEHT dich

Du kannst dich nicht verstecken

Kriminalroman

Hinweis zu sensiblen Inhalten

Dieser Roman behandelt unter anderem das Verschwinden eines Kindes sowie die Themen Verlust, Gewalt und Tod.

*Für die, die fehlen und doch
auf leise Weise immer bei uns sind.*

*Das Schlimmste ist nicht, was die Menschen wissen.
Sondern was sie verschweigen.*

PROLOG



MEINSEN, 23.08.1964

Ich stand am Waschbecken und hielt meine Hände unter das Wasser. Nicht, weil sie schmutzig waren. Nur weil ich nicht wusste, wohin sonst mit ihnen.

Ich drehte den Hahn zu. Stille. Ich hielt inne. Lauschte. Doch niemand kam.

Ich hätte gehen sollen.

Der Gedanke war plötzlich da. Scharf. Unangenehm. Ich drängte ihn weg. Aber er blieb. Wie ein Splitter.

Vielleicht hätte es gereicht. Ein Schritt. Ein Wort.

Ich wusste nicht, warum ich geblieben war. Oder warum ich gegangen war. Es fühlte sich an, als hätte ich mich genau im falschen Moment entschieden.

Ich verließ das Bad. Setzte mich auf mein Bett. Eine Weile starrte ich nur in die Dunkelheit.

Ich wartete auf Schuld.

Auf Angst.

Auf irgendwas.

Aber da war nur Ruhe.

KAPITEL 1

MEINSEN, 1990

Der Himmel spannte sich weit über Meinsen, hell und unbeweglich. Ich trug mein lila Kleid mit den schwarzen Punkten und lief über den Hof. Der schwarze Samthaarreif hielt mir die Haare aus dem Gesicht. Die Gebäude standen dicht beieinander, als hätten sie sich über die Jahre immer weiter zusammengedrängt. Aus dem Stall roch es nach Heu und feuchter Erde.

Oma kam mir entgegen. Ihr Gehstock setzte bei jedem Schritt dumpf auf dem Boden auf. „Das ist aber ein hübsches Kleid, Julia.“ Oma lächelte mich warm an.

Ich strich über den Stoff und spürte, wie ich mich über das Kompliment freute. Lizzy trottete dicht neben mir her, während ich über die Weide zur kleinen Brücke lief. Der schmale Bach schlängelte sich durch das Gras. Dorthin zog es mich immer wieder.

Auf dem Rückweg zum Hof entdeckte ich Onkel Werner am alten Hühnerstall. Er stand auf einer Leiter und zog nasses Laub aus der Dachrinne. Seit Opas Tod kümmerte er sich um fast alles auf dem Hof. Er war der Älteste von den Dreien. Mein Vater kam nach ihm, Tante Gisela zuletzt.

„Schon wieder verstopft?“, fragte ich.

Er warf das Laub auf den Boden und schnaubte leise. „Jedes Mal nach dem Regen.“

Neben mir begann Lizzy ungeduldig zu jaulen.

„Geh ruhig rein“, sagte er. „Oma hat Kartoffelsuppe gemacht.“

Ich wollte gerade durch die Diele ins Haus gehen, als mir die weit geöffnete Tür des alten Kuhstalls auffiel.

Neugierig blieb ich stehen und spähte hinein. Ich war bisher nur selten dort drin gewesen. Früher hatten hier Kühe gestanden. Jetzt

war der Stall leer, bis auf ein paar alte Gartengeräte, die dort einfach abgestellt worden waren.

Einmal hatte ich mitgehört, wie Onkel Werner mit meinem Vater darüber sprach, dass dort oben einmal jemand gewohnt hatte. Seitdem ließ mich dieser Gedanke nicht mehr los.

Meine Schritte hallten leise über den Boden. Durch die kleinen, staubigen Fenster fiel Sonnenlicht in schmalen Streifen in die Dunkelheit.

Da war sie. Eine schmale Holzleiter mit knarzenden Sprossen.

Kurz wünschte ich mir, Lisa wäre hier.

Langsam setzte ich den Fuß auf die erste Sprosse. Die Leiter knackte unter meinem Gewicht, hielt aber stand. Vorsichtig stieg ich weiter nach oben. Die alten Querhölzer ächzten leise unter jedem Schritt.

Oben angekommen, stieß ich eine schmale Holztür auf. Sie klemmte, als hätte sie lange niemand mehr geöffnet. Ein kleiner Raum mit niedriger Decke. Ein alter Tisch, ein wackeliger Stuhl. Spinnweben in den Ecken. Die Luft roch abgestanden. Eine dünne Staubschicht lag auf allem.

Ich strich mit den Fingerspitzen über die Tischkante. Staub blieb an meiner Haut hängen. Wer hatte hier gesessen? Und warum stand ausgerechnet hier ein Tisch?

Unter der Tischplatte entdeckte ich eine schmale Schublade, fast so, als hätte man sie verstecken wollen. Ich zog vorsichtig daran. Nichts. Sie klemmte. Erst beim zweiten Versuch gab das Holz mit einem trockenen Knarren nach, als würde es sich dagegen wehren, seinen Inhalt preiszugeben. Langsam zog ich die Schublade weiter auf und hielt unwillkürlich den Atem an.

Darin lag nur ein einzelner Gegenstand. Ein kleines ledergebundenes Notizbuch. Die Ecken waren abgegriffen, das Leder trocken und brüchig, die Seiten leicht gewellt. Auf der ersten Seite stand in krakeliger Handschrift:

*Liebes,
heute Abend am Fuchsban.
So wie immer.*

Ich las die Zeilen ein zweites Mal.

Vorsichtig blätterte ich weiter. Auf der nächsten Seite stand nur:

Dein F.

Wer war F.?

Ich zuckte zusammen, als plötzlich mein Name durch den Stall hallte. „Julia? Wo steckst du?“ Es war die Stimme meines Vaters. Zu nah.

Hastig klappte ich das Notizbuch zu und schob es unter mein Kleid, presste es gegen meinen Bauch. Das Leder fühlte sich kalt auf meiner Haut an.

„Hier oben!“, rief ich zurück.

Für einen Moment blieb alles still. Dann hörte ich Schritte im Stall. Langsam. Schwer. „Was machst du da oben?“

Ich wich einen Schritt zurück und sah zur Tür. „Nichts“, erwiderte ich. „Ich hab’ nur geschaut.“

Mein Vater stand unten in der Tür des Kuhstalls. Seine Stimme klang streng, aber nicht wirklich verärgert. „Es wird Zeit.“ Er deutete zur Tür. „Wir müssen los.“

Ich nickte und stieg schnell die Leiter hinunter. Gemeinsam gingen wir ins Haus.

In der Küche saß Tante Gisela am Tisch. „Da bist du ja endlich“, begrüßte sie mich. Sie hatte die Hände um ihre Kaffeetasse gelegt und den Blick sofort auf mich gerichtet. Tante Gisela war nie gern allein. Sie freute sich über jeden, der noch auf einen Kaffee blieb, selbst wenn längst alles gesagt war. In ihr war etwas Kindliches geblieben. Viele unterschätzen sie deshalb. Doch sie bekam oft mehr mit, als andere dachten.

Onkel Werner lehnte mit verschränkten Armen an der Anrichte. „Ich dachte schon, du wärst längst drin“, bemerkte er.

Ich zuckte mit den Schultern und setzte mich zu Oma an den Tisch.

Sie füllte Kartoffelsuppe in eine alte Schüssel und wickelte ein Küchentuch darum, damit sie warm blieb. „Die könnt ihr mitnehmen.“ Sie nickte mir aufmunternd zu. Ihre Hände bewegten sich langsam, aber jeder Griff saß.

Zum Glück nahm mein Vater ihr die Suppe ab. Schon das Verabschieden fiel mir schwer, ohne dass jemand bemerkte, wie ich das Notizbuch unter meinem Kleid fest gegen mich drückte.

Lizzy trottete mir bis in die Diele hinterher. Dort sprang sie in die alte Schubkarre, die ihr schon lange als Schlafplatz diente. Ich beugte mich zu ihr hinunter, strich ihr über den Kopf und küsste sie zwischen die Ohren. „Bis bald“, flüsterte ich.

Dann ging ich zum Auto. Als wir vom Hof herunterrollten, sah ich sie alle vor der Haustür stehen. Oma zwischen Tante Gisela und Onkel Werner. Sie winkten langsam. Schweigend. Genau wie immer.

Ich hob die Hand zum Abschied und lehnte den Kopf gegen die Fensterscheibe. Das Notizbuch drückte gegen meinen Bauch.

KAPITEL 2

MEINSEN, OKTOBER 2025

Mit einem tiefen Atemzug stemmte ich mich gegen den Karton. Er war schwerer, als er aussah, vollgestopft mit Büchern, die ich seit Jahren nicht angerührt hatte. Die Pappe schnitt mir in die Handflächen.

Ich ließ den Karton kurz ab und lockerte die Finger. Eine helle Haarsträhne hatte sich aus meinem Zopf gelöst und klebte mir im Gesicht. Der Wind wehte sie sofort wieder zurück.

Wahrscheinlich sah ich genauso aus, wie ich mich fühlte: müde. Die blonden Strähnen längst rausgewachsen, unter den Augen diese feinen Linien, die vorher nicht da gewesen waren. Oder die ich bislang erfolgreich ignoriert hatte.

Der Lkw stand schräg in der Auffahrt, über uns ein grauer Himmel, dicht und regungslos.

Jan lehnte mit verschränkten Armen an der Hauswand, die Kapuze tief ins Gesicht gezogen. Lena stand ein paar Schritte daneben und tippte auf ihrem Handy herum. Beide sagten nichts. Sie mussten es auch nicht.

„Wer will schon in Meinsen leben?“, hatte Lena gesagt, als sie ein letztes Mal in ihr altes Zimmer geschaut hatte. Nicht wütend. Eher traurig.

Siebzehn und vierzehn Jahre alt. Alt genug, um zu verstehen, was sie zurückließen. Zu jung, um die Entscheidung mittragen zu können. Schule, Freunde, ihr altes Leben. Für sie waren es nur ein paar Kilometer und doch ein ganzer Kontinent.

Ich hatte versprochen zu fahren. Jeden Tag, wenn es sein musste. Aber Versprechen klangen in solchen Momenten dünn.

Als der Lkw sich schwerfällig in Bewegung setzte, saß Jan vorn und starrte nach draußen. Lena hinten, dicht am Fenster. Niemand redete.

Die Straße zog vorbei. Felder und Bäume. Ich ließ die Hände im Schoß liegen. Draußen wurde der Himmel langsam heller.

In Meinsen bog der Lkw in die Hofeinfahrt ein. Ich stieg aus und blieb kurz stehen. Das alte Bauernhaus wirkte kleiner. Der Putz an der Vorderseite war dunkler geworden. Die Luft roch nach feuchter Erde. Es hatte auch hier geregnet.

Im Haus angekommen, klangen unsere Schritte hart auf dem Boden. Drinnen war es kälter als draußen.

Ich stellte den Karton im Flur ab und rieb mir die kalten Hände. In der Küche blieb ich stehen. Der Raum war noch vollständig eingerichtet. Ich öffnete das Fenster einen Spalt, gerade weit genug, damit frische Luft hereinkam. Draußen polterten Kartons. Stimmen trafen kurz aufeinander und verloren sich wieder.

Ich lehnte mich mit beiden Händen auf die Arbeitsfläche. Sie fühlte sich kühl an. Meine Schultern waren angespannt. Seit wann, hätte ich nicht sagen können. Ich ließ sie ein wenig sinken. Für einen Moment war ich froh, allein zu sein.

Ich blieb am Fenster stehen und sah auf die Straße, die still im feuchten Licht lag. Seit meiner Kindheit hatte ich mir vorgestellt, wie es wäre, hier zu leben. Nicht konkret, eher ein Gefühl. Ein Ort, an den man zurückkehren konnte.

Dass Onkel Werner vor fünf Jahren gestorben war und Tante Gisela inzwischen im Heim lebte, machte diesen Gedanken seltsam endgültig. Jetzt war ich hier. Älter, mit eigener Familie, und merkte, wie nah mir die Menschen noch waren, die diesen Hof geprägt hatten. Nicht durch Erinnerungen, sondern durch ihre Abwesenheit.

Ich hoffte, dass die anderen irgendwann ebenfalls hier ankommen würden. Es würde dauern. Ein paar Tage vielleicht, wahrscheinlich länger. Aber noch war alles offen.

Oben stand alles bereit. Die Jugendzimmer, das Schlafzimmer, das neue Bad. Der Rest würde Stück für Stück kommen. Das Haus drängte nicht.

Ich lehnte mich kurz gegen den Fensterrahmen, spürte das kalte Holz an der Stirn und schloss die Augen. Zum ersten Mal seit

Tagen ließ die Anspannung etwas nach. Es war gut, hier zu sein. Zumindest versuchte ich, das zu glauben.

Vom Flur her hörte ich das Vibrieren eines Handys und trat vom Fenster zurück. Marcs Handy lag auf einem der Kartons nahe der Tür. Es vibrierte zweimal, dann verstummte es wieder. Marc war draußen, irgendwo zwischen Umzugskartons und Ladefläche. Ich sah aufs Display, mehr aus Gewohnheit als aus Neugier. Eine Anfrage. Nichts Dringendes.

So lief es seit Jahren. Marc draußen im Handwerk, ich dazwischen: Rechnungen, Eingänge, Überweisungen, Ablage. Damit hielt ich ihm den Rücken frei. Bislang oft vom Küchentisch aus. Später vielleicht von einem kleinen Büro mit Blick auf den Hof.

Der Betrieb war klein, aber er trug uns. Trotzdem hatten die letzten Jahre ihre Spuren hinterlassen. Zu viele Tage ohne Pausen. Zu wenig Abstand. Mit dem Umzug nach Meinsen hatte sich etwas verschoben: mehr Platz, keine Miete. Vielleicht sogar die Möglichkeit, die Firma irgendwann ganz hierherzuholen.

Am Abend saßen wir zwischen halb ausgepackten Kisten. Ich war so müde, dass sich selbst meine Gedanken schwer anfühlten.

Ich sah Marc an. Er wirkte erschöpft. Älter, als ich in Erinnerung hatte. „Wir kriegen das hin“, sagte er.

Ich nickte.

KAPITEL 3



Das Haus war nicht mehr dunkel.

Schon von weitem fiel mir das Licht in den Fenstern auf. Schatten bewegten sich hinter den Scheiben, als hätte es diesen Ort nie anders gegeben. Stimmen trugen sich über den Hof, gedämpft, aber lebendig genug, um zu zeigen, dass dort wieder jemand wohnte.

Für einen Moment lebte in mir die Hoffnung, dass es nur ein Gerücht gewesen war. Aber das war nicht zu übersehen.

Soweit es sich beurteilen ließ, waren sie zu viert. Zwei Teenager, die sich langsam bewegten, zögernd, als wüssten sie selbst noch nicht, was sie hier sollten.

Der Mann wirkte groß, die Bewegungen ruhig, als würde ihn das Tragen nicht anstrengen. Und sie. Sie wirkte gestresst, als müsste sie alles koordinieren und im Blick behalten.

Alles lag frei genug, um es zu beobachten, ohne selbst gesehen zu werden. Die Fenster standen offen, kein Schutz, kein Vorhang, nichts, was die Bewegungen im Inneren verbarg.

Licht drang nach draußen und machte alles sichtbar – jedes Vorübergehen, jedes Innehalten. Sie bemerkten nichts davon.

Natürlich nicht.

Wer im Licht steht, sieht nicht, was im Dunkeln bleibt.

Die Zeit spielte keine Rolle.

Es hätte Stunden so weitergehen können.

Ich sah ihnen zu, wie sie miteinander sprachen, wie selbstverständlich dieses Leben wirkte, das sie in jeden Raum trugen.

Trotz des Chaos. Trotz allem.

Sie lachten.

Als würde dieser Ort ihnen nichts anhaben können.

Sie verstanden nicht, wo sie waren. Und sie würden es lernen.

KAPITEL 4

Direkt vor der Haustür lag ein kleiner Vogel. Ich blieb stehen. Reglos. Die Flügel leicht abgespreizt, der Kopf unnatürlich verdreht.

„Mist.“ Wahrscheinlich war er gegen eine der Scheiben geflogen. Bei den vielen Fenstern fast ein Wunder, dass das nicht schon früher passiert war.

Neben der Tür stand noch ein flaches Körbchen. Ich schob den Vogel vorsichtig darauf und trug ihn hinüber zum Beet. Unter den Strauch. Nicht besonders würdevoll, aber besser, als ihn dort liegen zu lassen.

Auf dem Weg ins Haus öffnete ich den Briefkasten. Nur Werbung.

Die Kinder hatten Herbstferien. Seit Tagen lebten wir zwischen halb ausgepackten Kisten und diesem merkwürdigen Zustand zwischen Ankommen und noch nicht ganz Angekommensein.

Ein Geräusch riss mich aus meinen Gedanken. Schritte im Flur. Schwerer als sonst. Dann das leise Abstellen von Werkzeug.

„Irgendwo ist Wasser eingedrungen“, stellte Marc fest.

Ich drehte mich nicht sofort um. Erst als er näherkam, spürte ich seine Wärme. Er legte mir von hinten die Arme um den Oberkörper. Seine Hände fühlten sich rau an, die Haut heiß. Ich lehnte mich kurz gegen ihn.

„Was machst du?“, fragte er.

Ich zuckte mit den Schultern. „Nichts Besonderes. Ich habe nur überlegt, was ich als Nächstes machen könnte.“

„Ich verhungere.“

„Dann bestell was.“

„Pizza?“ Ich sah sein Grinsen im Spiegel. Dann ließ er mich los und fuhr sich mit dem Handrücken über die Stirn. Ein dunkler Streifen blieb zurück. „Ich gehe kurz duschen.“

Ich sah ihm nach, wie er die Treppe hinaufging und verschwand. Ich blieb unten stehen und hörte seine Schritte, bis sie im Knarren

der Dielen aufgingen. Erst danach merkte ich, wie still es wieder im Haus wurde.

Ich drehte mich zum Spiegel im Flur. Darunter war die schmale Schublade in der Garderobe. Ich zog sie auf und begann darin zu kramen. Irgendwo musste noch ein alter Bestellflyer sein. Nach ein paar Sekunden fand ich ihn.

Das Papier vergilbt, die Ecken abgegriffen. Im Spiegel sah ich mein Gesicht. Schatten unter den Augen. Seit wir hier wohnten, schlief ich schlechter. Immer wieder dieses Knarzen irgendwo im Haus. Natürlich nur die alten Dielen. Trotzdem blieb ich oft wach und lauschte.

Ich betrachtete den Zettel. Ob es den Laden überhaupt noch gab? Ich wählte die Nummer. Es klingelte zweimal.

„Pizzeria Adrano“, sagte eine freundliche Stimme mit leichtem Akzent.

Ich bestellte vier Pizzen. Danach legte ich auf und blieb einen Moment stehen. Neben der Treppe standen noch ein paar Kisten aus dem alten Haus – solche, die einfach mit umgezogen waren, ohne dass ich je wieder hineingesehen hatte.

Bevor sie endgültig im Keller verschwanden, zog ich eine hervor. Der Deckel klemmte. Als er endlich nachgab, lagen oben meine alten Freundebücher. Daneben Tagebücher. Briefe mit vertrauten Handschriften.

Ich setzte mich auf den Boden und blätterte durch die ersten Seiten. Ein paar Namen reichten, und plötzlich waren Stimmen und Erinnerungen wieder da. Nachmittage. Dieses seltsame Gefühl, gleichzeitig unbedingt erwachsen sein zu wollen und keine Ahnung zu haben. Damals war ich ungefähr so alt wie Lena heute. Es berührte mich, dass ich das alles aufgehoben hatte, ohne es bewusst zu wissen. Als hätte ich mir selbst etwas zurückgelassen.

Ich setzte mich auf die unterste Treppenstufe und zog noch ein paar Dinge aus dem Karton. Alte Schulfotos mit fragwürdigen Frisuren. Ein Jahrbuch, vollgekritzelt mit Nachrichten von Leuten, zu denen ich seit über zwanzig Jahren keinen Kontakt mehr hatte. Eine gebrannte CD mit krakeliger Aufschrift:

Bravo Hits 22.

Vermutlich damals hochgradig illegal von irgendeiner Freundin kopiert. Ich musste unwillkürlich schmunzeln und wühlte weiter. Ganz unten, in einer Kartonecke, lag etwas, das dort nicht hingehörte. Ich beugte mich vor und zog es heraus. Ein kleines, ledergebundenes Notizbuch. Die Seiten leicht gewellt. Ich starrte einen Moment darauf. Dann wusste ich wieder, was es war. Der Einband dunkler, als ich ihn in Erinnerung hatte. Ich hatte völlig vergessen, dass es existierte.

Ein Klingeln riss mich aus meinen Gedanken. Ich blinzelte. Dann klingelte es noch einmal. Länger diesmal. Ich klemmte mir das Notizbuch unter den Arm und eilte zur Haustür.

In der Küche duftete es noch nach Kuchen. Ich legte das Notizbuch auf den kleinen Tisch im Flur und öffnete. Ein junger Pizzabote stand vor mir.

„Albrecht?“

Ich nickte, nahm ihm die Kartons ab und spürte die Hitze durch die Pappe.

Hinter mir rumpelte es auf der Treppe. Marc kam zuerst herunter, dicht gefolgt von Jan und Lena. Als ich mich umdrehte, sah ich, wie Jan die Kartons übereinander gestapelt ins Wohnzimmer trug.

Wir setzten uns aufs Sofa. Ohne Teller. Die Kartons wurden aufgeklappt, an die Tischkante geschoben oder einfach auf den Schoß genommen. Fettflecken zogen in die Pappe, während der Dampf aufstieg. Im Fernsehen lief irgendeine Joko-und-Klaas-Show mit absurden Aufgaben.

Marc sah kurz auf, grinste, als einer von ihnen stolperte. Jan und Lena verfolgten die Szene ebenfalls kurz, dann widmeten sie sich wieder ihrer Pizza. Ich aß weiter, obwohl ich längst satt war.

„Haben wir hier nichts zu trinken?“, fragte Jan, ohne den Blick vom Fernseher zu lösen. „Kann nicht mal jemand eine Fanta holen?“

„Hol sie dir selbst“, gab ich zurück.

Er verzog das Gesicht. „Keine Lust.“

Marc sah kurz zu ihm rüber. „Dann hast du eben Pech.“

Jan lehnte den Kopf zurück, atmete hörbar aus. „Papa.“

„Geh selbst“, brummte Marc.

Jan blieb noch einen Moment sitzen, als würde er überlegen, ob ein weiterer Versuch sich lohnte. Dann stand er widerwillig auf. Als er zurückkam, hielt er die Fanta in der einen Hand und in der anderen etwas Dunkles, das er zwischen den Fingern balancierte, als wolle er es möglichst wenig berühren.

„Iih. Was ist das denn?“, fragte er und blieb stehen. Er hielt es ein Stück von sich weg, drehte es leicht, als könne es abfärben.

„Das habe ich eben aus einem meiner alten Kartons rausgeholt“, erklärte ich.

Kurz sahen mich alle an. „Was hebst du denn für Zeug auf?“, fragte Marc.

Ich zuckte mit den Schultern. „Das war in dieser Kiste mit meinen alten Sachen. Briefe und so.“

Marc warf noch einen Blick auf das Buch. „Sieht aber älter aus als du.“ Er grinste kurz. „Oder du hast dich einfach gut gehalten.“

„Das Buch ist auch nicht aus meiner Zeit“, erwiderte ich. „Ich habe das mal gefunden.“

Lena drehte sich zu mir um. „Gefunden? Wo denn?“

Ich zögerte kurz. „Hier“, meinte ich dann. „Oben über dem Kuhstall.“

„Aha.“ Marc nickte. „Und dann hast du dir gedacht, das packst du für die nächsten hundert Jahre in einen Karton?“

Ich musste kurz lachen. „Eigentlich wollte ich damals rausfinden, von wem das war.“

„Okay.“ Jan sah mich erwartungsvoll an. „Und was haben deine kriminalistischen Ermittlungen ergeben?“

„Oder deine weltberühmte Spurensicherung“, ergänzte Marc.

„Gab es Fingerabdrücke? Geheimcodes?“

Ich schüttelte lachend den Kopf. „Nichts Brauchbares.“

„Schade“, warf Lena ein. „Ich hätte jetzt mindestens mit einem Mord gerechnet.“

Jan grinste. „Vielleicht ist das Buch ja verflucht.“

Marc lachte. „Da ist sie wieder, unsere Haus- und Hofdetektivin. War wohl nicht so erfolgreich, deine Ermittlungsarbeit.“ Er zwinkerte.

„Anscheinend nicht“, gab ich zu.

Marc lehnt sich ein Stück vor. „Mensch, zeig das doch deiner neuen Freundin.“

Ich sah ihn an. „Du meinst Hanna?“

Er winkte ab, suchte nach dem Wort. „Ja, genau. Wie heißt das nochmal, was sie macht?“ Ein kurzes Zögern. „Kriminalreporterin? Oder sowas in der Richtung.“

Jan grinste. „Die mit den Mordgeschichten.“

„Genau die“, sagte Marc. „Vielleicht findet die ja was, was du übersehen hast.“

Ich antwortete nicht. Stattdessen dachte ich an Hanna. Damals steckten wir noch mitten im Umbau. Wir begegneten uns ein paar Mal. Ein Nicken. Manchmal ein kurzes Lächeln. Mehr nicht.

Hanna war mir trotzdem sofort aufgefallen. In einem Dorf mit fünfhundert Einwohnern fiel auf, wenn jemand nicht so tat, als wäre er schon immer da gewesen.

Ein paar Tage zuvor war ich mit dem Rad nach Hülsede zum Bäcker gefahren. Als ich wieder rauskam und den Kuchen in den Fahrradkorb legte, stand sie plötzlich da. Sie wollte gerade hineingehen, hielt jedoch inne, sah mich an und lächelte, als überlegte sie kurz. Dann sprach sie mich an.

Ein paar Minuten später wusste ich, dass sie die Straße hoch wohnte, uns schon beim Umzug beobachtet hatte und froh war, endlich jemanden in ihrem Alter im Dorf zu haben. Ich musste lachen. Dachte aber dasselbe. Drei Tage später saß ich bei ihr in der Küche bei Kaffee und Kuchen.

„Und was machst du beruflich?“, fragte ich und ließ den Blick durch ihre helle Küche wandern.

„Ich schreibe für die Zeitung“, erzählte sie mir und blickte mich ruhig an. Ihre Augen waren grün, klar, fast ein bisschen kühl.

„Über was?“

Sie lehnte sich zurück, ihr rotbraunes Haar fiel in weichen Wellen über die Schultern. „Meistens Kriminalfälle. Prozesse, alte Geschichten, die nie ganz abgeschlossen wurden.“

„Also eher die Sachen, die keiner mehr auf dem Schirm hat?“

Sie lächelte leicht. „Genau die.“

Ich nickte. „Klingt nicht gerade leicht.“

„Ist es auch nicht. Aber irgendwer muss ja hinschauen.“

Wir redeten noch eine Weile. Als ich später nach Hause ging, war ich froh, hier jemanden kennengelernt zu haben.

Im Bett klickte ich noch einen Podcast an, leise, gerade laut genug, um meine Gedanken zu beschäftigen. Das tat ich oft. Stimmen hören, damit es stiller wurde in meinem Kopf.

Aber an diesem Abend half es kaum. Meine Gedanken wanderten immer wieder zurück zum Notizbuch. Wem hatte es gehört und wie konnte ich es herausfinden? Die Neugier war wieder da, unerwartet hartnäckig, als hätte jemand etwas angestoßen, das sich nicht mehr einfach abstellen ließ.

KAPITEL 5

Der Schweinestall roch noch immer nach altem Eisen und diesem süßlichen Geruch, der selbst nach Jahren nicht ganz verschwand. Die Luft stand, obwohl die Türen offen waren. Staub klebte auf meiner verschwitzten Haut unter dem T-Shirt.

Marc stand ein paar Meter weiter, mit dem Akkuschrauber in der Hand. Das Kreischen der alten Schrauben ging mir durch die Zähne.

Die Stahlgitter waren schwer und widerspenstig. Manche Schrauben ließen sich leicht lösen, andere nur mit Gewalt. Ich hielt eine Stange fest, während Marc die letzte Mutter abschraubte. Das Gitter bewegte sich erst kaum merklich. Dann kippte es.

„Halt!“, rief Marc.

Ich stemmte mich dagegen. Das Gewicht drückte mir gegen die Hüfte. Ein kurzer, dumpfer Schmerz zog durch mein Bein. Das Gitter lehnte schräg an der Wand. Staub rieselte aus den Ritzen und kitzelte im Hals.

„Geht es?“, fragte er.

Ich nickte, wischte mir mit dem Handrücken über die Stirn und zog mir einen grauen Streifen ins Gesicht. Meine Gedanken liefen langsamer als sonst. Die monotone Arbeit machte mich träge.

„Wenn die Reihe hier raus ist, wirkt der Raum gleich ganz anders“, versprach Marc.

Ich sah mich um. Die leeren Buchten, der unebene Boden, die dunklen Verfärbungen im Beton. Hier hatten früher die Schweine gestanden, aber ich erinnerte mich kaum noch daran.

Ich bückte mich, um eine Schraube aufzuheben. Als ich mich wieder aufrichtete, wurde mir kurz schwindelig. Die stickige Luft setzte mir zu.

Dann hörte ich Schritte.

Hanna stand am Eingang. Das Licht von draußen fiel hinter ihr in den Stall. Sie trug eine leichte Jacke, die Ärmel hatte sie hochge-

schoben. In der Hand hielt sie eine abgewetzte Tasche, als wäre sie schon unzählige Male abgestellt und wieder aufgenommen worden.

„Ich hoffe, ich störe nicht.“ Hanna steckte den Kopf zur Tür herein.

Marc drehte sich um. „Nee. Komm rein. Pass nur auf, hier liegt alles voll.“

Ihr Blick wanderte über die Gitter, den Staub, die Werkzeuge. Dann zu mir. „Mensch.“ Sie trat näher. „Du hast ja überall Dreck im Gesicht.“

Ich wischte mir über die Stirn und verschmierte den Dreck nur noch mehr. Marc grinste nur kurz.

„Was habt ihr denn hier vor“, fragte Hanna, „wenn ihr damit fertig seid?“

Marc sah erst zu mir, dann zu ihr. „So hundertprozentig wissen wir es noch nicht.“

„Vielleicht einfach einen großen Partyraum“, schlug ich vor. „Irgendwas, wo man sich treffen kann.“

Marc ließ den Blick über die leeren Buchten schweifen. „Partyraum ist gut“, stellte er fest. „Vielleicht mit einem Billardtisch.“

Hanna nickte. „Klingt gut.“ Sie zog eine Tüte aus ihrer Tasche und schwenkte sie grinsend vor uns hin und her. „Ich war beim Bäcker. Hab’ euch was mitgebracht.“

„Das hört sich gut an.“ Marc rieb sich die staubigen Hände an der Hose ab und stellte den Schrauber ab. Zusammen gingen wir über die Diele ins Haus. Der Unterschied zwischen der kühlen Stallluft und der Wärme drinnen war sofort da. In der Küche legte Hanna die Tüte auf den Tisch. Marc setzte den Kaffee auf.

„Guck mal in die Tüte.“ Hanna schob sie mir entgegen. „Ich hoffe, ich habe für jeden was Schönes dabei.“ Ich warf einen Blick hinein. „Für Jan und Lena habe ich eine Laugenstange und ein überbackenes Käsebrötchen mitgebracht. Ich glaube, das mögen sie gern.“

„Ja“, antwortete ich. „Das ist lieb.“

Ich griff nach einer Rumkugel. Die Streusel klebten sofort an meinen Fingern. Erst da merkte ich, wie hungrig ich war. Ich lehnte mich an die Arbeitsplatte und aß weiter, während die Kaffeemaschine leise vor sich hinarbeitete.

Marc hatte sich inzwischen eine Puddingschnecke genommen. Mit vollem Mund, sodass man ihn kaum verstand, nuschelte er: „Wir haben gestern über dich gesprochen.“

Ich sah zu ihm, schwieg aber.

„Julia hat“, er schluckte kurz, „früher mal als Privatdetektivin gearbeitet.“ Er grinste dabei. „Ist bei ihrer Recherche aber stecken geblieben. Vielleicht kannst du ihr helfen.“ Er holte die Tassen aus dem Schrank und goss Kaffee ein. Dann sah er zu mir. „Na komm, Frau Privatdetektivin. Zeig doch mal dein Notizbuch.“

„Moment.“ Ich stand auf, ging ins Wohnzimmer, nahm das Notizbuch und brachte es in die Küche. Dort legte ich es zwischen die Tassen auf den krümeligen Tisch. Hanna nahm es. Schlug es nicht sofort auf, sondern drehte es erst in den Händen, als würde sie sein Gewicht prüfen. Ihr Daumen strich über den Rand.

„Das ist auf jeden Fall alt“, meinte sie. Dann klappte sie das Notizbuch auf und las schweigend. Ihr Blick glitt über die gewellten Seiten. „Wo hast du das denn gefunden?“, fragte sie schließlich.

„Das muss so um 1990 gewesen sein. Ich war oben über dem alten Kuhstall. Da gibt es ein Zimmer. Dort habe ich es in einer Schublade gefunden.“

Hanna lächelte. Dieses wache Leuchten in ihrem Gesicht kannte ich schon. „Ach“, sagte sie. „Das ist ja spannend.“ Sie blätterte ein paar Seiten zurück, dann wieder nach vorn. Das Papier raschelte unter ihren Fingern.

Marc schaute ihr interessiert zu, den Ellenbogen auf dem Tisch, die Tasse nah am Mund. Er nahm einen Schluck, verzog kurz das Gesicht und blies in den Kaffee. „Noch ganz schön heiß“, bemerkte er und stellte die Tasse wieder ab.

Ich sah Hanna zu, wie sie weiterblätterte – diesmal langsamer. Plötzlich schien sich alles nur noch um das Notizbuch zu drehen.

„Das ist ja interessant“, flüsterte Hanna leise und fuhr ganz langsam mit dem Zeigefinger hinten am Buch entlang – dort, wo das Lederband saß. Nicht über die Seiten, sondern über den Rücken, über das dunkle, glatte Material; als suchte sie nach etwas, das man eher fühlte als sah.

„Ich glaube“, murmelte sie, „dass hier mal ein Jahr eingraviert war.“ Sie hielt das Notizbuch ein wenig schräg, drehte es, bis das Licht der Lampe darüber glitt. Man konnte kaum etwas erkennen. Nur eine Unruhe im Leder – feine Vertiefungen, die nicht ganz zufällig wirkten.

„Zeig mal her.“ Ich beugte mich über den Tisch.

Wir hielten es gemeinsam, schwenkten es langsam hin und her, kippten es, warteten darauf, dass sich etwas abzeichnete. Das Licht glitt über die Fläche. Hanna hielt kurz inne. Für einen Moment glaubte ich, etwas zu erkennen.

Marc beugte sich vor, die Kaffeetasse in der Hand. Er blinzelte, als müsste er sich erst scharfstellen. „Das sieht aus wie eine Eins“, stellte er fest, „eine Neun ... eine Sechs. Und vielleicht eine Vier.“

Hanna nickte, ohne den Blick abzuwenden. „Ja“, antwortete sie. „Das würde ich auch sagen ... 1964.“

„Wow.“ Marc lehnte sich zurück, sichtbar zufrieden mit sich. „Na bitte. Dann haben wir das Rätsel ja aufgelöst.“ Er tippte mit dem Finger auf das Notizbuch. „1964.“ Er klang amüsiert, fast zufrieden. „Da hatte sich da oben über dem alten Kuhstall wohl eine kleine, geheime Liebesgeschichte abgespielt.“

Ich sah zu ihm hinüber. „Na ja“, erwiderte ich, „nach den Worten zu urteilen, hat sich die geheime Liebesgeschichte eher beim Fuchsbau abgespielt.“

Für einen kurzen Augenblick lachten wir beide. Marc lächelte schief, schüttelte den Kopf. „Romantisch jedenfalls“, murmelte er und stellte seine Tasse ab.

Hanna lachte nicht. Sie saß still da, das Notizbuch vor sich auf dem Tisch, die Hände danebengelegt, als dürfte sie es nicht mehr berühren. Ihr Blick war gesenkt, aber nicht entspannt, eher gesammelt. Dann hob sie den Kopf. Ihr Gesicht war plötzlich regungslos. In ihren Augen lag etwas, das ich nicht einordnen konnte. Erstauen vielleicht. Oder etwas, das einen Schritt weiter ging.

„Wisst ihr eigentlich“, fragte sie langsam, „was das bedeutet?“

Marc und ich sahen uns an. Unser Lachen hing noch irgendwo zwischen uns. Ich zuckte leicht mit den Schultern.

Hanna atmete tief ein. „1964“, erklärte sie, „ist das Jahr, in dem Marie Wendt vom Hof verschwunden ist.“

Der Name schwebte einen Moment im Raum.

Marie Wendt.

Warum sagte mir das nichts? Ich hatte den Namen noch nie gehört. Aber in diesem Moment merkte ich, dass unser Lachen unangebracht gewesen war.